

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 17

Artikel: San Remo
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635284>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Da ja, i lose so gärn, we du öppis erzellig.“ I ha ds Fueßschämeli gnoh u bi vor is zuehe ghodet.

„Wie söll i ächt afa, daß es guet chunnt? — Wohl, wo-n-i chly bi ghy, so wie du, si mer dert wit hinger em Wald i der Hubumatt gwohnt. Wir si üsere zwo Partee ghy, wo im alte Hüslü Bhusig gha hei. Im Chäller nide het mi Metti o gwobe u näbezuehe het Gläng Chrüschti grächemacheret. Sie hei es Meiteli gha, Mejeli het es gheiße, gar grüslü es zarts, bleichs u brings Chind isch es ghy. Aber de gar es liebs un ahängligs u guetmüetigs. Wir si glych alt ghy u heiz so guet z'säme chönne, ja, i cha der nid säge, wie mir anangere ghanget si. Gäng z'säme ghy, z'säme z'Schuel, z'säme ghodet, z'säme gsunge, z'säme Spil gmacht, z'säme gwärchet. All Sunndig si mer z'säme furt, öppen uf d'Egg uehe zur großen Eiche ga uberluege, oder de düre Brangiswuhl düre zu Rütli Bethlin, wo o mit is d'Schuel g'gangen ischt, ga-n-es Büschli mache. Dert hei mer de albe z'säme gkledet, daß nüt Schönerich isch ghy. Mejeli het drum es Stimmeli gha, wie-ne Lerch het es chönne singe. D'Rütli Mueter het is doch vei mängen Antebod gmacht u de albe gseit: „Aber jez näht ihr mer no eis!“

Einisch a mene Sunndig seit Mejeli, mir wöllen i d'Grabeweid hingere, es wöll is dert öppis zeige. Wir si abgschuehnet. Dert bi mene große Hasustod steit es still, dütet uf ene Blettertod, so Schlüßlibletter si-n-es ghy, u seit: „Wüßet ihr, was das ischt?“

„He wildi Schlüßli, was ächt süsch!“ „Aebe nid! das sige Dschterblüemli. Großmüeti ischt geschter da ghy u het mer dervo brichtet. Die müesse gäng a der Dschtere blüje u we sie's nid mache, so gab es es schlächts Jahr, Chrantheite u Best u weiß nid was alls. Aber we sie da sige, so heig d'Dschtere uder die böje, feischtere Mächt gwunne. Wär chranf sig u gang a däm Tag vo dene ga reiche u nähm se zue-n-ihm i ds Bett, wärd gly wider glumb, o we alle Dokterzüüg nüt meh heig wölle nütze.“

„Ch, ischt das ächt wahr?“

„Natürlich, we's doch Großmüeti seit. Das weiß alls u seit nie öppis, wo nid wahr ischt. — Wei mer de a der nächschte Dschtere ga luege, ob sie blüje?“ Wir hei's z'sämen abgmacht u si ume gäge hei zue.

Im Winter druf het Mejeli nümme chönne mit is z'Schuel cho. Es het die fliegendi Gliderfucht gha u nümnen us em Bett ufe chönne. Es het grüslü glitte u gleidet vo Wuche zu Wuche. Wo du das wär verbi ghy, het's ihm uf em Hätz afa fähle. Es het chuun no chönnen ufha, isch mängischt ganz blaus worde u het Angst übercho. Wie het mi das Mejeli tuuret. Ja, i hätt alls häreggäh, wenn ihm hätt chönne hälfe. Aber es ischt nüt gsi z'mache. All Tag bin i zue-n-ihm, ha's gfrüschlet u tröschtet: „We de d'Dschterblüemli chöme, de wirsch de wider gfund.“ „Gäll, d'ich chömet de mit mer i d'Grabeweid?“ — Es het d'Tagen abzellt bis zur Dschtere, het si glitte u gäng ghoftet. „We de Dschterblüemli chöme, de werde-n-i wider gfund.“

A däm Gedanke het es si feschet gha, wie ne Ertrinkende a mene Biß Holz.

Es het afa hustagele. A der Sunnsite het's scho eberi Bläje gäh. Die erschte Schneeglöggli si bleich cho uehe-z'schlüfe. Mejeli ischt ganz zwäggschosse, wo mer ihm ds erscht Büscheli uf ds Bett gleit hei.

„Jez geit's nümme lang, bis die angere chöme, nume no vierzähe Tag.“ Es het se-n-a sini bleiche Bädleri drückt u sini Deügli hei afa lüüchte. Wir hei nümme chönne luege, süsch hätt es is de agmerkt, daß mir müesse priegge.

(Schluß folgt.)

Die Frau im Sprichwort.

Betrachtung von Karl Erny.

Kein Volk hat einen größeren Schatz an Sprichwörtern als das deutsche. Sein Denken und Fühlen drückt es in

denselben kurz und bündig oft besser und treffender aus, als es Gelehrte in langen Abhandlungen vermögen. Bedauerlich ist nur, daß die Kenntnis und der Gebrauch der Sprichwörter in der heutigen Zeit mehr und mehr schwinden. Die moderne Zeit in ihrem Hasten und Zagen nach äußeren Erfolgen, nach blendendem Fußwerk hat den Sinn und das tiefe Gefühl fast ganz verloren. Ein berufener Erforscher hat den Sprichwortschatz eines Volkes mit sicherem Blicke „Altes Gold“ genannt. Also der Wert ist geblieben, aber der Rauch der Kamine, der Staub und Flimmer der heutigen Tage haben den Glanz getrübt.

Besonders zahlreich und treffend sind die Sprichwörter über die Frau, ihre Art und ihr Wesen, wie sie ist und wie sie sein soll. Es hat einer gewagt, zu behaupten, daß es um Familie, Staat und Stadt bedeutend besser stehen würde, wenn die Frauen der alten Mahnung gedächten: „Eine Frau soll der Schnecken Art haben.“ Der bekannte Sebastian Frank hat dies Sprichwort dahin erklärt, daß eine Frau stets Hausflege tragen und allermeist daheim bleiben soll, sonst ergeht es ihr wie den Schnecken, die sterben und verderben, wenn sie die schützende Hülle ihres Hauses verlassen. Ein anderes Sprichwort sagt dasselbe: Eine Frau und der Ofen gehören ins Haus. Dagegen heißt es dann aber auch: Ist eine liebe Frau im Haus, so lacht die Freude zum Fenster hinaus. Und beim sorgsamem Walten einer Frauenhand geschieht auch dem Kranken nur Gutes und der größte Schmerz kann verstummen, denn es heißt: „Wo eine Frau ist, geschieht dem Kranken kein Wehe.“ Das Sprichwort hält den Frauen einen Spiegel vor, wenn es sagt: „Kein Kleid steht dem Weibe besser als Schweigen!“

Man möchte wünschen, daß diese Worte als Motto zu allen Einladungen zu Kaffee- und Teegesellschaften gedruckt würden. Wieviel Vergernis würde vermieden? Und wieviel Kummer und Elend bliebe erspart, wenn die Fußsüchtigen daran dächten, daß „eine Frau im Fürtuch es geschwinder forträgt, als ein Mann es mit dem Wagen herführen kann!“ — das Geld nämlich gemeint. „Wenn die Armut einkehrt, fliegt die Liebe hinaus.“ „Wehe und dreimal Wehe jeder bösen Frau, eine solche macht den Mann grau“, heißt es weiter. „Freundlichem Zuspruch folgt auch eine gute Frau gern“, sagt das Wort, aber „der Mann muß die Frau beim ersten Laib Brot ziehen“ und „sie vor der Hochzeit wenden, denn nachher ist es damit zu Enden.“ Trotzdem muß mancher erkennen, daß „Freien und backen nicht immer gerät.“

Das Sprichwort rät jeder Frau an, einen Witwer zu heiraten, nämlich: „Die erste Frau die Magd, die zweite die Herrin.“ Und der Mann soll immer daran denken, daß „Schönheit vergeht, doch Tugend besteht“. „Daß es leichter ist, einen Korb voll Flöhe als ein Mädchen zu hüten“, wird auch schon mancher erfahren haben. Und doch findet wohl jede einen Mann, denn „kein Topf ist so schief, es findet doch jeder seinen Deckel“. Sogar die vielgeschmähte Schwiegermutter findet Schutz, es heißt: „Eine alte Mutter im Haus, ist ein guter und fester Zaun drum.“

Lehren und bessern wollen die vielen Sprichwörter! Die Frau, die in den Spiegel dieser Worte schaut, wird leicht zu einer edlen, von der wir erfahren können, was sich schickt. Sie gehört zu denen, die wir ehren, weil sie uns „himmlische Rosen ins irdische Leben flechten“.

San Remo.

An der milden Riviera, im schönen San Remo wollen die alliierten Führer ihre Arbeit fortsetzen, die Friedensverträge, die doch keine sind, verewigen, durch Beifügung des ungarischen und türkischen um zwei neue Papiere vermehren, die gesprungene Eintracht flicken und die noch schwebenden Fragen im nahen Osten: Fiume und Konstantinopel etc., erledigen. Eine außerordentlich wichtige Angelegenheit

wird zudem die Bündniswilligkeit der Mächte erproben: die russische. Daneben wird das deutsche Problem eine geringere Rolle spielen. England und Italien werden höchstens auf die Gefahr eines deutsch-russischen Bundes hinweisen, um die Franzosen ihren Plänen gefügig zu machen.

Ritti hat in San Remo die Vergnügungslust unter scharfer Polizeiaufsicht stellen lassen, damit der Botschafterkonferenz nicht von vornherein das Odium des Wienerkongresses, der eine lustige Messe für die große und kleine Welt wurde, anhafte. Es wäre auch von Herzen zu wünschen, die Arbeit der heutigen Staatsmänner möchte von größerem Verantwortungswillen getragen sein als das Machwerk der Kaiser und Könige von anno dazumal.

Vieles ist der Konferenz vorangegangen: Ministerbesuche in Civitavecchia, wo Ritti und Lloyd George sich trafen, ein Rendezvous zwischen Millerand und den beiden andern, Unterhandlungen in Belgrad, um die Teilnahme einer jugoslawischen Delegation zu sichern, in Budapest, um die Unterzeichnung des Friedens sicherzustellen, Vorbereitungen mit deutschen Diplomaten, Fühlungnahme mit Sowjetrußland, Versicherungen an die englischen Arbeiterführer.

Ersichtlich hat England die Führung. Es erlaubt einer Arbeiterdelegation am 24. April die Ausreise nach Rußland zum Studium der Sowjeteinrichtungen. Es hat den schiffbrüchigen General Denikin zur Demission veranlaßt, mit Frau und Kindern fuhr in London empfangen, ihn durch General Wrangel ersetzen lassen und erst in den jüngsten Tagen von Moskau Amnestie für die „Freiwilligen“ und einen Waffenstillstand verlangt, dem wohl die Kapitulation auf dem Fuße folgen müßte. Es treibt ferner in dem ganzen Komplex von deutsch-französischen Differenzen auf Milde, zwingt freilich Frankreich nicht zur Räumung der Mainstädte, um an Deutschland selber einen Sturmbock gegen Frankreich zu haben, macht seinen Einfluß aber in allen Kommissionen geltend, hat das italienisch-österreichische Handelsabkommen begünstigt, die Abstimmungsresultate in Schleswig, die den größten Teil der Provinz für Deutschland retteten, in keiner Weise sabotiert und scheint auch fernerhin die nationalen Gefühle der Deutschen ebensogut begreifen zu wollen wie diejenigen der Franzosen.

Auf Englands Einfluß ist die Beilegung der Unruhen in Oberschlesien zurückzuführen. Die Franzosen und Polen setzen alles daran, um dies Kohlengebiet dem Reiche abspenstig zu machen; sie unterstützen die klerikale und polnische Propaganda, suchen die Bevölkerung einzuschüchtern, arbeiten der deutschen Beeinflussung entgegen, prägen jetzt schon besondere Briefmarken für „Haute-Silésie“ und hoffen, mit offenem und verdecktem Terror ein anderes Abstimmungsresultat als in dem weniger wichtigen Schleswig zu erzielen. Kurzsichtigkeit gab ihnen den Plan ein, die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung zum voraus zu sabotieren, die Mandate der Abgeordneten ungültig zu erklären und die Wirksamkeit des neuen Betriebsrätegesetzes zu sistieren. Die polnischen Gewerkschaften erklärten sich mit den deutschen solidarisch; sie werden in der Abstimmung mit den Deutschen gehen, um nicht von dem sozial fortschrittlichen Berlinerregime unter das reaktionäre der Herren Paderewski und Pilsudski zu kommen.

Streikunruhen gaben alsdann den Anlaß zu Ausschreitungen der alliierten Truppen. Die Tötung eines Gütervorstehers Planes, der dem deutschen Nationalismus sehr gelegen starb, stöberte die Massen aus ihrem dumpfen Harren auf. Der Generalfreik drohte und ward teilweise zur Tat. Berlin meldete die Sammlung polnischer Heerhaufen jenseits der Grenze. Erst jetzt wirkte Englands Mäßigung. Betriebsrätegesetz und Wahlrecht sind seither anerkannt und die Truppen vor Ausschreitungen scharf gewarnt worden.

Die polnischen Aspirationen liegen überhaupt nicht in Englands Plan. Es wird Moskau in die Hände arbeiten, um Weißrußland und Galizien so weit wie möglich von der Herrschaft Warschaws zu befreien. Es wird den Plan der

polnischen Obermilitaristen, im besetzten Lager von Borisow den russischen Unterhändlern den Frieden zu diktieren, wie weiland Hoffmann in Brest-Litowsk, verhindern; denn ein kleines Polen schiebt sich besser in den Bloß der Balkanstaaten „von Kreta bis Vapland“ ein; England dient sich selber, indem es Rußland dient; es wird die Polen in San Remo nicht hätscheln helfen.

Rußland hat die Einladung, den Gegenrevolutionären einen annehmbaren Abgang zu gewähren, verstanden. Es antwortet, daß es annehme, die Verpflichtungen Englands gegenüber dem zaristischen Rußland hätten mit der Niederlage Denikins aufgehört. Es sei eine Notwendigkeit, zwischen England und Rußland Beziehungen anzuknüpfen. Es ist die Aufforderung, sich von der bisherigen Politik an der Seite Frankreichs loszusagen. England wird nicht erman-geln, die russische Antwort in San Remo als wichtiges Argument für die Verständigung zu verwenden.

Von Englands Plänen zeugt das Telegramm aus Hel-singfors, das nunmehr von der Presse verbreitet werden darf, um Sowjetrußland reinzuwaschen und salonfähig zu machen. Es erzählt, in Moskau seien alle außerordentlichen Untersuchungskommissionen, sowie die revolutionären Kriegsgerichte abgeschafft worden. Man gibt also zu, daß der rote Terror immer mehr abgebaut wird und eine Entspannung der Parteigegegensätze eingetreten ist. Das wird mithelfen, die Stimmung in Paris umzustürzen.

Freilich, Frankreichs Wunde ist die des Bankiers in Nöten. Die russischen Milliarden liegen den Politikern am Herzen; denn derjenige, der darauf ohne plausible Gründe zu verzichten wagt, wird in Volk und Parlament unver-söhnliche Gegner wecken. Deshalb hat Millerand auch vor seiner Reise nach San Remo erklärt, die Anerkennung der Schulden sei die erste Bedingung, die Lenins Regierung anerkennen müsse, ehe von Beziehungen irgendwie die Rede sein könne. Welche Antwort Moskau auf diese französische Forderung geben wird, wie England sich dazu verhalten wird, das ist entscheidend. Moskau ist sehr im Vorteil. Die Notlage Westeuropas verlangt gebieterisch die Wiederaufnahme des Verkehrs, und zwar nicht um des französischen Goldes, sondern um des täglichen Brotes willen. Nun ist zwar klar, daß ein finanziell ruiniertes Frankreich schließlich auch kein Brot kaufen können; bevor man aber verhungert, beginnt man zu arbeiten oder nach andern Mit-teln zu suchen und vergißt dabei das Warten auf die Gold-milliarden. Frankreichs Widerstand gegen den Frieden mit Rußland hängt von seiner eigenen politischen und wirtschaftlichen Lage ab.

Einstweilen vertritt England noch allein die Friedens-tendenz. Die innere Zwietracht der Alliierten wird ihre Entschlußkraft lähmen, wie in diesem, so auch in einem andern Problem. Die Furcht vor dem eigenen Bolschewismus, sprich der wirtschaftlichen Krisis, zwingt zur Annäherung an Lenin, den man doch im Herzen sehlich tot wünscht. Die Furcht vor dem deutschen Bolschewismus läßt England eine starke Regierung der Demokratie wün-schen; die Angst Frankreichs treibt die Demokratie in der reaktionären Richtung, so daß die westlichen Militärs Angst vor jeder Sorte deutscher Truppenformationen haben. Des-halb verlangte man die Auflösung der sogenannten „Ein-wohnerwehren“, trotzdem man genau weiß, daß die deutschen Bürgerparteien sie benötigen, um ihre Ordnung aufrecht zu erhalten.

San Remo hat sich mit der deutschen Antwort zu be-fassen: Die Alliierten seien von falschen Voraussetzungen geleitet; Deutschland werde zwar die Truppe „in ihrer jetzigen Form“ auflösen, aber in anderer Zusammensetzung beibehalten, als notwendiges Element der Ordnung.

Die Herren des Obersten Rates im schönen San Remo finden sicher einen Kompromiß, um die Deutschen vom Bolschewismus und sich selber von der Angst zu erretten, die als Folge des bösen Friedens auf ihnen lastet. -kh-